

## Hans Heinrich Eggebrecht zum Gedenken

von Albrecht Riethmüller, Berlin

Mit dem Tod von Hans Heinrich Eggebrecht am 30. August 1999 hat das Fach Musikwissenschaft einen seiner profiliertesten, eigenständigsten und eigenwilligsten Vertreter der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verloren. Wie es in seiner Generation üblich war, wandte er, am 5. Januar 1919 in Dresden geboren, sich erst nach einem Studium der Schulmusik der Musikwissenschaft zu. Der Promotion 1949 in Jena mit einer Studie über Melchior Vulpinus folgte eine Zeit als Assistent bei Walther Vetter im damaligen Ostberlin. Anlässlich der dort zum Bachjahr 1950 veranstalteten Tagung schlug Wilibald Gurlitt ihm vor, nach Freiburg i.Br. zu gehen und an der Verwirklichung des Plans eines terminologischen Wörterbuchs mitzuarbeiten. Dort habilitierte er sich 1954 mit seinen Studien zur musikalischen Terminologie (Wiesbaden 1955, <sup>2</sup>1968). Nach Erlangen umhabilitiert, bekleidete er eine Diätendozentur, bald als außerplanmäßiger Professor. 1961 wurde er Nachfolger Gurlitts auf dem Lehrstuhl für Musikwissenschaft in Freiburg i. Br.; der einstige Dekan der Philosophischen Fakultät Johannes Lohmann wusste zu berichten, dass Eggebrechts im selben Jahr erschienener Artikel „Musik als Tonsprache“ (in: *AfMw* 17 [1961], S. 73–100) den letzten Ausschlag dafür gegeben hatte. Nichts, auch nicht ein aus Basel erfolgter Ruf konnte ihn dazu verlocken, den Schwarzwald, das Zartner Becken und das Markgräfler Land wieder zu verlassen. 1987 wurde er in Freiburg emeritiert. Internationale Anerkennung hat er reichlich gefunden: Die Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, wählte ihn 1965 zu ihrem ordentlichen, die Österreichische Akademie der Wissenschaften 1970 zu ihrem korrespondierenden Mitglied. Ehrendoktorate verliehen ihm die Universitäten in Bologna (1987) und Brno (1990).

Den Erfolg seiner wissenschaftlichen Laufbahn verdankte er zuvörderst seiner speziellen, hermeneutisch ausgerichteten Musikhistorik und der Gabe, in strikter Organisation unermüdlich zu arbeiten. Von seinen Büchern machte ihn 1959 zuerst das Vandenhoeck-Bändchen *Heinrich Schütz. Musicus poeticus* bekannt. Es folgten, um nur sie zu nennen, selbständige Schriften zur Tanzszene in Mozarts *Don Giovanni*, zur Beethoven-Rezeption, zu Mahler, zu Bachs *Kunst der Fuge*, mehrere Bände mit Kleinen Schriften (*Musikalisches Denken, Sinn und Gehalt, Bach – wer ist das!*) und zuletzt zwei auf je eigene Weise sehr persönliche Bücher: *Musik verstehen* (1995) sowie *Die Musik und das Schöne* (1997). Die geschichtlichen Schwerpunkte waren mehr noch in den Aufsätzen als in den Büchern weit gestreut und lagen im Mittelalter, im Barock, der Wiener Klassik und der Moderne, von 1600 an allerdings unter ausschließlicher Berücksichtigung des deutschsprachigen Raums. Seine Methode bei der analytischen Beschäftigung mit Musikwerken war exegetisch und hatte das Hauptziel, den Inhalt von Musik, den er als das Wesentliche ansah, zur Sprache zu bringen. Die protestantische Herkunft der Hermeneutik war bei ihm unverkennbar. Sein historischer Ansatz stand von Anfang an in der Nähe eines subjektiven Idealismus. Das A und O der Musikgeschichte bildete für ihn gewiss Johann Sebastian Bach.

Die 1991 im Piper Verlag erschienene Summe seiner musikhistorischen Bemühungen *Die Musik im Abendland*, so sehr sie die einen – zumal Studenten – anzog, befremdete andere durch den zwar prinzipiell nicht auszuschließenden, von ihm jedoch programmatisch hervorgekehrten subjektiven Zugriff auf den Gegenstand. Man muss dieses nicht als Ignorieren des wissenschaftlichen Gebots zur Objektivität interpretieren, sondern kann es als Einspruch gegen das Eliminieren von Subjektivität und Individualität verstehen, das während seiner Jugend in musikalischen Kreisen nicht weniger propagiert wurde als in pädagogischen und politischen. Nicht erst „Die Orgelbewegung“ (1967) und „Schütz und Gottesdienst,“ (1969) zeigten seine eher indirekten Versuche, sich den Zwängen von Traditionen zu entziehen, die, als er heranwuchs, korrumpiert waren und sich in der Nazizeit vollends kompromittiert hatten. So gesehen ist es unschwer zu erklären, dass er sich Ende der sechziger Jahre für die Ziele der idealistischen Studentenbewegung erwärmte. Als Dekan geriet er dadurch unter Druck und trat zurück.

Auch mit dem, was er herausgab, hat er auf den Gang der Musikwissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten nachhaltigen Einfluss genommen. Nach vereinzelt frühen Notenausgaben war der Sachteil der 12. Auflage des *Riemann Musiklexikon* (1967) die erste große editorische Tat; weitere Arbeiten in der Musiklexikographie wurden ihm seitdem zu ständigen Begleitern. Ins Zentrum rückte jedoch das bei der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, angesiedelte Langzeitvorhaben *Handwörterbuch der musikalischen Terminologie*, das 1972 beim Franz Steiner Verlag zu erscheinen begann und als in seiner Art in der Musikwissenschaft weltweit einziges Unternehmen mit Eggebrechts Namen besonders verbunden bleiben wird. Die Zeitschrift *Archiv für Musikwissenschaft* betreute er seit ihrem Wiedererscheinen 1952 zunächst als Schriftleiter, seit 1964 als Herausgeber, – ohne jede redaktionelle Hilfe. Nicht allein im Fach Musikwissenschaft, sondern womöglich in der Geschichte wissenschaftlicher Zeitschriften insgesamt ist eine so lange Konstanz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts höchst auffällig. Dazu kommen die von ihm in kaum überschaubarer Zahl herausgegebenen Bände, voran das von ihm eingerichtete, inzwischen 45 Bände umfassende Korpus der *Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft*, zwei von ihm ins Leben gerufene Schriftenreihen mit Freiburger Dissertationen und die Veröffentlichungen der Walcker-Stiftung für orgelwissenschaftliche Forschung, deren Kuratoriumsvorsitzender er seit 1966 war.

Ebenso privat wie professionell waren Gesellschaften so wenig seine Sache wie größere Kongresse, die ihm besonders verleidet waren, wenn bei ihnen, wie er zu sagen pflegte, jeder Teilnehmer nur seinen Bauchladen mit eigenen Waren vor sich her trage. Mehr als die extensiven lagen ihm die intensiven Veranstaltungen, und kontinuierlich organisierte er Symposien mit Kollegen oder Wochenendseminare mit Studenten. Die sprachliche Vermittlung musikalischer Sachverhalte lag ihm besonders am Herzen. Das gilt neben den Veröffentlichungen zuvörderst für seine Tätigkeit im Hörsaal, aber auch für Vorträge und Radiosendungen. Schreiben und Vortragen waren, glaube ich, sein Lebenselixier. Fachlicher Dialog schlug sich etwa in der mit Carl Dahlhaus verfassten Schrift *Was ist Musik?* und im Gedankenaustausch mit der von ihm so sehr geschätzten Zofia Lissa nieder. Er fand Kontakt mit Komponisten wie Wolfgang Fortner, Karlheinz

Stockhausen und György Ligeti, später besonders freundschaftlich mit Wolfgang Rihm und Mathias Spahlinger, mit dem er regelmäßig Seminare an der Freiburger Musikhochschule abhielt und in den letzten Monaten noch eine Sendereihe für den Rundfunk produzierte.

In späteren Jahren ließ er schon einmal durchblicken, dass er seine Schüler auf Professuren wisse, wohin immer er – voran rheinabwärts – durch Deutschland reise. Der zu Beginn der sechziger Jahre so gut wie einzige junge Ordinarius, der sich auch der im Fach damals verpönten neuen Musik gegenüber aufgeschlossen zeigte, erfreute sich stets eines regen Zulaufs. Die Riege derer, die bei ihm promovierten, konnte von Anfang an sachlich-fachlich kaum bunter sein; am Ende war die Stärke einer Hundertschaft beinahe erreicht. Es gab bzw. gibt wohl so etwas wie eine Freiburger Schule Eggebrechts, aber zum Glück nicht jene Abziehbilder, die im Umkreis dominanter Vorbilder so leicht entstehen. Er baute auf die Entfaltung der individuellen Begabung als einzigem Faktor, um zum Ziel zu gelangen. Das Ergebnis scheint ihm recht zu geben.

Als Soldat im Zweiten Weltkrieg war er schwer verwundet worden. Er hatte ein Auge verloren und behielt ein steifes Bein. Unter diesen misslichen Bedingungen begann er sein wissenschaftliches Studium und klaglos ertrug er sie. Er überwand weitere Eingriffe, 1988 eine gravierende Krebsoperation. Die körperliche Hinfälligkeit war in den letzten Jahren nicht zu übersehen, mental jedoch blieb er von allen Zeichen des Alterns verschont. Zu seinem 80. Geburtstag am 5. Januar 1999 hat Heiner Eggebrecht mit Unterstützung seiner Frau Christiane eine große Zahl von Schülern und Freunden um sich versammelt. Im Rückblick ist es für viele ein Abschied gewesen. Aber selbst einen Monat vor seinem Tod leitete er in der Nähe von Genua noch eine Woche lang ein Kolloquium über Musikwissenschaft an der Schwelle zum neuen Jahrhundert. Für ihn, der von sich sagte, dass er nicht anders als geschichtlich denken könne, war Musikgeschichte nur sinnvoll, sogar nur denkbar, soweit sie mit uns selbst zu tun hat und offen bleibt für die Zukunft.